

Newsletter 2/2024

SOS-Längsschnittstudie Handlungsbefähigung

Liebe Kolleginnen und Kollegen,

wir wünschen Ihnen ein gesundes und möglichst friedvolles neues Jahr.

Auch 2024 konnten wir bei unseren quantitativen Erhebungen viele junge Menschen und ihre Betreuungskräfte erreichen und von ihren Antworten profitieren. So haben insgesamt 408 Jugendliche (Rücklaufquote: 69,4 %) und 502 Fachkräfte (Rücklaufquote: 85,4 %) an der Befragung in den SOS-Einrichtungen teilgenommen und einen Fragebogen ausgefüllt. Für diese Unterstützung der Längsschnittstudie sind wir Ihnen weiterhin sehr dankbar. Der Rücklauf der Ehemaligenbefragung stimmt uns ebenso positiv: Bislang haben wir rund 290 Fragebögen zurückerhalten und sind gespannt auf deren Auswertung und Einordnung. Im aktuellen Newsletter legen wir den Fokus auf die Beziehungen der jungen Menschen zu ihren Eltern sowie die Erwerbssituation besonders belasteter junger Ehemaliger. Außerdem nehmen wir das Thema Beteiligung genauer in den Blick. Wir hoffen, Sie haben eine anregende Lektüre.

Ihr Team der SOS-Längsschnittstudie

Die Entwicklung der Elternbeziehungen im Übergang

Eltern sind für die meisten Jugendlichen und jungen Erwachsenen eine wichtige Ressource. Ergebnisse aus repräsentativen Studien zeigen, dass über 80 % der jungen Menschen zwischen 12 und 25 bzw. 32 Jahren ein gutes oder sehr gutes Verhältnis zu ihren Eltern haben (vgl. Albert u.a. 2019; Lien u.a. 2024).

Bei stationär betreuten Kindern und Jugendlichen ist diese Beziehung in der Regel jedoch von Belastungen geprägt. Sie wachsen getrennt von ihren Eltern auf und haben vor der Fremdunterbringung häufig Gewalt, Missbrauch oder Vernachlässigung erlebt. Mitunter sind die Eltern auch unbekannt, verstorben oder nicht mehr erreichbar. Im Rahmen der SOS-Längsschnittstudie erheben wir, ob die Betreuten und Ehemaligen ihre Väter und Mütter als vorhanden wahrnehmen und inwieweit sie diese als wichtige Bezugspersonen einschätzen. Bis zum Erhebungszeitraum 2022 haben wir insgesamt 456 Care-Leaver*innen einmal dazu

Themen des Newsletters

- **Elternbeziehungen im Übergang**
- **Wenn Care-Leaver*innen nur schwer in Ausbildung und Beruf kommen**
- **Beteiligung – immer noch ein Thema?!**

befragt, 253 von ihnen zweimal und 113 sogar dreimal. Von 435 Ehemaligen liegen außerdem Daten aus mindestens einer Betreutenbefragung vor. Das gibt uns die Möglichkeit, die Entwicklung dieser Beziehungen im Übergang zu betrachten.

Verhältnis zu den Eltern während der Betreuung

In den letzten beiden Jahren der Betreuung zeichnen sich belastete Beziehungen zum Herkunftssystem ab. Für 13 % der Betreuten ist die Mutter nicht vorhanden, weitere 27 % betrachten sie als weniger oder gar nicht wichtig. 23 % der jungen Menschen geben an, ihr Vater sei nicht vorhanden, weiteren 33 % ist er weniger oder gar nicht wichtig. Für 60 % ist die Mutter eine (sehr) wichtige Bezugsperson, für 45 % der Vater (siehe Abbildung 1).

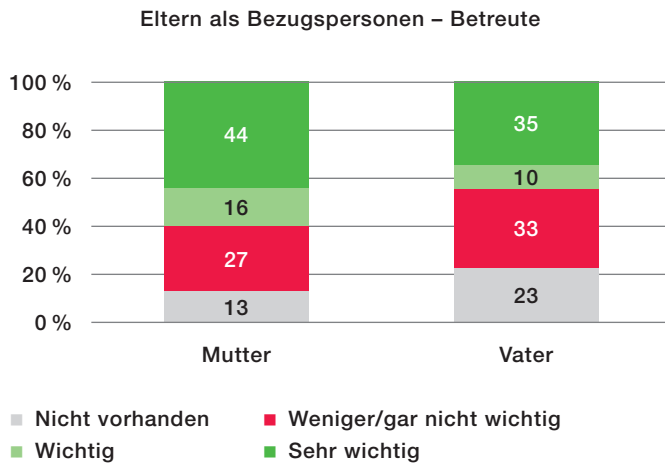
Zusammengefasst steht für immerhin 71 % der Betreuten mindestens ein Elternteil als (sehr) wichtige Bezugsperson zur Verfügung, für 23 % sogar beide Elternteile. Dennoch sind die Eltern im Vergleich mit der Gesamtbevölkerung wesentlich seltener eine potenzielle Ressource.



SOS-Längsschnittstudie Handlungsbefähigung

2/2024

Abbildung 1: Bedeutung der Eltern für SOS-Betreute (SOS-Längsschnittstudie, Betreutenbefragungen 2011–2020, jeweils letzte Befragung vor dem Auszug, n = 424)

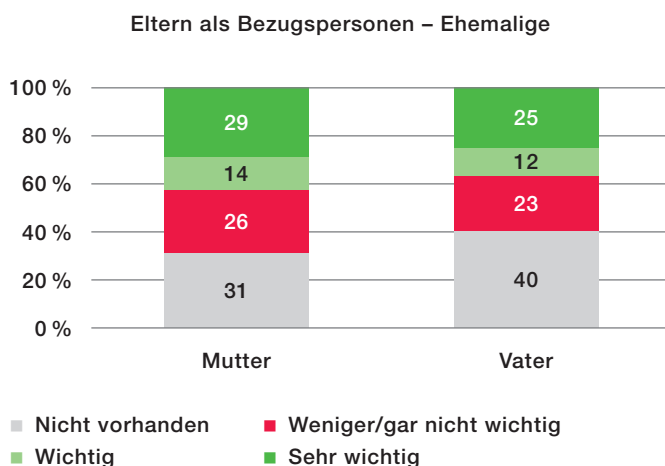


Die Zahlen zeigen, dass die befragten jungen Menschen die Beziehungen zu ihren Eltern sehr unterschiedlich wahrnehmen. Solange sie stationär betreut sind, können Fachkräfte und Fachdienst sie dabei unterstützen, das Verhältnis zu ihren Eltern zu klären und gegebenenfalls zu verbessern. Doch wie entwickelt sich dieses Verhältnis nach dem Auszug aus der SOS-Einrichtung weiter?

Verhältnis zu den Eltern nach dem Auszug

Nach dem Ende der stationären Unterbringung sind die Eltern deutlich seltener wichtige Bezugspersonen als während der Betreuung (siehe Abbildung 2). So bezeichnen 31 % der SOS-Ehemaligen in der ersten Befragung nach dem Auszug die Mutter als nicht vorhanden, nur noch 43 % sehen sie als (sehr) wichtige Bezugsperson an. Für 40 % der jungen Menschen ist

Abbildung 2: Bedeutung der Eltern für SOS-Ehemalige (SOS-Längsschnittstudie, Ehemaligenbefragungen 2015–2022, jeweils erste Befragung nach dem Auszug, n = 433)



der Vater nicht vorhanden, als (sehr) wichtige Bezugsperson betrachten ihn nur noch 37 %. Der Anteil derjenigen, denen mindestens ein Elternteil (sehr) wichtig ist, geht auf 55 % zurück. Nur noch für etwa ein Viertel der jungen Erwachsenen sind beide Eltern wichtige Bezugspersonen.

Care-Leaver*innen, die Elternteile als (sehr) wichtige Bezugspersonen benennen, haben dies weit überwiegend bereits als Betreute getan. Allerdings geben die Ehemaligen häufiger an, dass eine Person, die für sie während der Betreuung (sehr) wichtig war, nun nicht mehr vorhanden (19 %) oder unwichtig bzw. weniger wichtig (19 %) ist. Das hat, über altersgemäße Ablösungsprozesse hinaus, möglicherweise damit zu tun, dass die jungen Erwachsenen ihre Eltern nach der stationären Unterbringung – teilweise im Rahmen einer Rückkehr – in anderen Situationen erleben. Dieser „Realitätscheck“ kann u.a. zu einer Veränderung der Bewertung der Beziehungen beitragen. In den nachfolgenden Befragungen beurteilen die Care-Leaver*innen die Beziehungsqualitäten ähnlich. Das Verhältnis zu den Eltern stabilisiert sich also nach der Phase des Auszugs.

Fazit

Die Grundlage dafür, dass Eltern für Care-Leaver*innen wichtige Bezugspersonen bleiben, wird in der Regel bereits während der Betreuung gelegt. Je nach Ausgangslage kann sich die pädagogische Arbeit in dieser Zeit auf die Klärung des Verhältnisses, die Unterstützung und Festigung bestehender Beziehungen oder die Biografiearbeit fokussieren. Während der Verselbstständigung gestaltet sich das Verhältnis zwischen den jungen Menschen und ihrem Herkunftssystem jedoch häufig neu – eine Entwicklung, die diese sensible Phase zusätzlich belasten kann. So müssen sich Care-Leaver*innen ggf. stärker selbst engagieren, um auch künftig den Kontakt zu halten. Fachkräfte können hier (in der Regel) unterstützen, indem sie die Heranwachsenden schon während der stationären Unterbringung darauf vorbereiten, dass sich das Verhältnis zu ihren Eltern im Rahmen des Übergangs ändern kann. Wünschenswert wäre zudem, dass Care-Leaver*innen auch für diesen Prozess fachliche Begleitung in Anspruch nehmen können und wissen, welche Ansprechpersonen ihnen zur Verfügung stehen.

Quellen:

Albert, Mathias, Hurrelmann, Klaus, Quenzel, Gudrun, Schneekloth, Ulrich, Leven, Ingo, Utzmann, Hilde & Wolfert, Sabine (2019). 18. Shell Jugendstudie: Jugend 2019. Eine Generation meldet sich zu Wort. Weinheim.

Lien, Shih-cheng, Pavlovic, Tijana & Berngruber, Anne (2024). Deskriptive Analysen auf Basis des DJI-Surveys AID:A 2019 zu ausgewählten Aspekten der Lebenslagen und Lebensführung junger Menschen mit und ohne Behinderung. Kommentierter Tabellenband. München. <https://doi.org/10.31235/osf.io/khgdj>.

Wenn Care-Leaver*innen nur schwer in Ausbildung und Beruf kommen

Die Übergangsphase von der Schule in den Beruf hat sich in den vergangenen Jahrzehnten verlängert. Gerade für belastete junge Menschen ist es besonders herausfordernd, auf dem Arbeitsmarkt Fuß zu fassen. Damit haben sie auch weniger gute Chancen auf finanzielle Unabhängigkeit und ein selbstbestimmtes Leben.

Im Rahmen der qualitativen Interviews der SOS-Längsschnittstudie haben wir untersucht, wie ehemaligen Betreuten die Einmündung in Ausbildung und Beruf gelungen ist (N = 52). Um zu verstehen, welche Bedingungen diesen Weg besonders erschweren, haben wir uns bei der Auswertung gezielt diejenigen Erwerbsbiografien angeschaut, bei denen sich sehr herausfordernde Verläufe abzeichneten. Dies war bei fünf jungen Erwachsenen der Fall: Sie sind auch mit Mitte 20 noch nicht beruflich angekommen und müssen befürchten, dauerhaft erwerbslos zu bleiben.

Erschwerte Schullaufbahn und verzögerter Berufseinstieg

In den Gesprächen schilderten diese Ehemaligen, dass sie aufgrund unterschiedlicher gesundheitlicher Beeinträchtigungen bereits während ihrer Schulzeit längere Krankheitsphasen zu verkraften hatten. Sie berichteten auch von psychischen Belastungen und Problemen aufgrund von kritischen Lebensereignissen, mit denen sie vor, während oder nach der Zeit bei SOS-Kinderdorf konfrontiert waren (Mobbing in der Schule, Todesfälle in der Herkunftsfamilie, Gewalt in der Partnerschaft). Neben therapeutischer Hilfe benötigten sie Unterstützung in Form von Nachhilfe, Förderung oder sozialer Begleitung, um die Schule erfolgreich abzuschließen.

Dies setzte sich auch nach Beendigung der Schulzeit fort: Nur durch viel Unterstützung, beispielsweise im Rahmen einer berufsvorbereitenden Maßnahme, gelang es den jungen Menschen, eine Ausbildung zu beginnen. Aufgrund von Einschränkungen oder Lernbeeinträchtigungen waren sie teilweise auf besondere Hilfen bei der Berufsausbildung angewiesen oder nahmen spezielle Angebote in Anspruch, etwa die Fachpraktikerausbildung für Menschen mit Behinderungen. Dank dieser Möglichkeiten gelang es ihnen schließlich, einen Abschluss in einem anerkannten Ausbildungsberuf zu erlangen und ins Beschäftigungssystem einzumünden. Dort blieben sie allerdings oft nur für kurze Zeit. Eine junge Care-Leaverin schildert, wie es ihr zusetzt, dass sie aktuell nicht arbeiten kann:

„Und ich habe auch sehr damit zu kämpfen, dass einfach meine psychischen Erkrankungen und auch mein Körper mich dazu zwingen, dass ich nicht auf dem öffentlichen Arbeitsmarkt arbeiten kann. Weil ich das eigentlich immer sehr gerne gemacht habe.“

Aufgrund der vielschichtigen Belastungen wechselten sich bei einigen der befragten Care-Leaver*innen Phasen von Arbeitslosigkeit, Beschäftigungsmaßnahmen des Jobcenters, Zeiten ungelernter Beschäftigung und Tätigkeiten in Werkstätten für Menschen mit Behinderungen ab. Dies empfanden die jungen Erwachsenen mitunter als unbefriedigend. Einer der Befragten fühlte sich in der Werkstatt beispielsweise unterfordert und litt unter der schlechten Bezahlung.

„Und ich hab für mich gesagt, ich möchte in keiner Werkstatt arbeiten. Man bekommt da auch so wenig Geld, man bekommt halt, glaub ich, nur 200 Euro pro Monat. Und da hab ich dann gesagt, dann mach ich lieber einen 450-Euro-Job irgendwo und muss dann weniger arbeiten und krieg aber mehr Geld dafür.“

Im schlechtesten Fall blieben die jungen Menschen erwerbslos, einige bezogen zum Zeitpunkt der jeweils letzten Befragung eine Erwerbsminderungsrente (siehe Abbildung 3).

Abbildung 3: Schulische und berufliche Stationen – Exemplarischer Verlauf im schlechtesten Fall (SOS-Längsschnittstudie, Ehemaligeninterviews 2016–2023)



SOS-Längsschnittstudie Handlungsbefähigung

2/2024

Zusatzbelastung in der Zeit der Verselbstständigung

Solange die jungen Menschen in stationärer Betreuung und ambulanter Begleitung waren, hatten sie entsprechende Unterstützung und Hilfestellung, um die schulischen und beruflichen Anforderungen einigermaßen gut bewältigen zu können. Nach ihrem Auszug und dem Ende der Nachbetreuungsmaßnahmen sahen sie sich jedoch durch die täglichen beruflichen Anforderungen überfordert und schieden aus den Beschäftigungsverhältnissen aus. Einige lebten auch nach der Jugendhilfe zeitweise im ambulant betreuten Wohnen und haben, seit sie volljährig sind, eine gesetzliche Betreuung.

Fazit

Die Daten der SOS-Ehemaligenbefragung zeigen, dass es eine Gruppe von Care-Leaver*innen gibt, die auch lange nach dem Auszug noch Unterstützungsbedarf hat. Während es anfangs so aussah, als hätten sie den Schritt ins berufliche Leben gut geschafft, zeigte sich im weiteren Verlauf, dass sie die Anforderungen des Arbeitsmarkts doch nicht bewältigen konnten. Insbesondere die jungen Menschen mit gesundheitlichen Problemen brauchen auch längere Zeit nach dem Auszug weiterhin individuelle Begleitung, therapeutische Unterstützung, betreutes Wohnen oder berufliche Wiedereingliederungsmaßnahmen vonseiten des Jobcenters.

Beteiligung – immer noch ein Thema?!

Das Thema Beteiligung gehört gewissermaßen zu den pädagogischen „Klassikern“ – auch und gerade in der stationären Kinder- und Jugendhilfe. Die Einbeziehung von Kindern und Jugendlichen in Entscheidungsprozesse und die Gestaltung von Maßnahmen gilt zu Recht als eine wichtige Voraussetzung, um Selbstwirksamkeitserfahrungen zu ermöglichen und pädagogische Angebote besser an den Bedürfnissen und Lebensrealitäten der jungen Menschen auszurichten. Obwohl Partizipation nun schon seit 30 Jahren Gegenstand reger Fachdebatten ist, gibt es noch immer ein breites, durchaus ambivalentes Spektrum an Haltungen und Einschätzungen dazu. Während die einen die ungebrochene Relevanz des Themas betonen, empfinden andere es als weitgehend ausgereizt. Und wieder andere betonen, dass in Sachen Beteiligung inzwischen doch ein hoher Standard erreicht sei und Fachkräfte wie Betreute damit nicht noch zusätzlich belastet werden sollten.

Seit 2014 untersuchen wir im Rahmen der SOS-Längsschnittstudie, in welchem Umfang und in welcher Form Kinder und Jugendliche in SOS-Einrichtungen beteiligt werden. Insgesamt lässt sich hier über die Erhebungswellen hinweg eine leicht positive Entwicklung feststellen. Es gibt aber auch Bereiche, die nach wie vor mit Herausforderungen verbunden sind. Diese Aspekte nehmen wir in den nachfolgenden Abschnitten genauer in den Blick.

Institutionelle und individuelle Beteiligungsmöglichkeiten

Grundsätzlich kann Beteiligung im Einrichtungsalldag auf zwei verschiedenen Ebenen stattfinden:

- Bei den **individuellen Beteiligungsthemen** geht es vorrangig um Fragen, die die einzelnen Jugendlichen betreffen. Hierzu zählen wir den Hilfeplan, alle bildungsrelevanten Entscheidungen (Schulart, Ausbildung), den Kontakt zur Herkunftsfamilie und später auch die Verselbstständigungsphase bis zum Auszug.
- Im Unterschied dazu gehören zu den **institutionellen Beteiligungsthemen** all jene Angelegenheiten, die für die Gruppe oder für alle Jugendlichen in einer Einrichtung geregelt werden. Dazu zählen wir die Handy- und Internetnutzung, die Gruppenregeln sowie die Themen Belohnung und Bestrafung.

Sieht man sich die erhobenen Daten genauer an, so werden die individuellen Beteiligungsmöglichkeiten von den SOS-Betreuten deutlich positiver bewertet. Hier fühlen sich 77 % der Jugendlichen gut beteiligt und sehen Möglichkeiten der Mitbestimmung. Dies deckt sich auch mit einem weiteren Befund: In der Regel stehen die jungen Menschen in einem sehr guten Dialog zu den Fachkräften, insbesondere zu den Bezugserzieher*innen, mit denen sie ihre individuellen Themen verhandeln. Dadurch nehmen sich viele als individuell gut beteiligt wahr.

Bei den institutionellen Beteiligungsmöglichkeiten liegt dieser Anteil hingegen bei nur 44,3 %. Außerdem fühlen sich in diesem Bereich 13,4 % der Jugendlichen überhaupt nicht beteiligt – das sind vielmehr als bei den individuellen Beteiligungsmöglichkeiten (siehe Abbildung 4).

Einbindung der älteren Jugendlichen

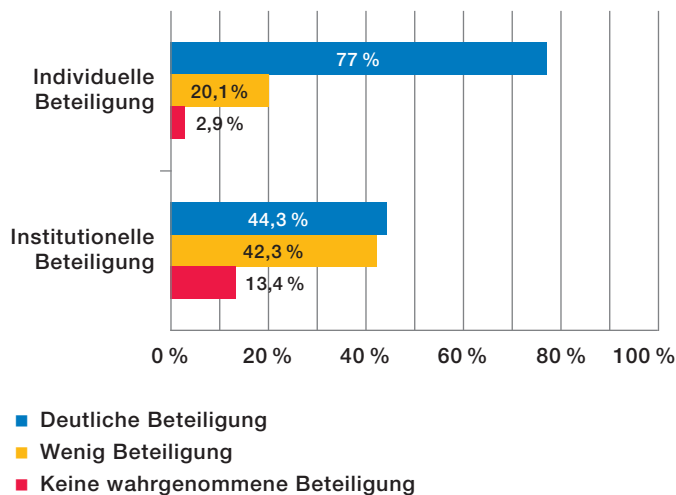
In den Interviews geben ältere Jugendliche immer wieder an, sich mit den vorhandenen Formen institutioneller Beteiligung nur schwer identifizieren zu können. Dies veranschaulicht exemplarisch die folgende Aussage einer 17-jährigen Betreuten:

SOS-Längsschnittstudie Handlungsbefähigung

2/2024

Abbildung 4: Wahrnehmung der Beteiligungsmöglichkeiten (SOS-Längsschnittstudie, Betreutenbefragung 2022, n = 363)

Wie Jugendliche ihre Beteiligungsmöglichkeiten wahrnehmen



„Natürlich ist die Beteiligung von Kindern wichtig, find ich immer noch, es ist superwichtig. Aber eine Jugendbeteiligung in meiner Altersgruppe vielleicht von sechzehn aufwärts wäre auch gut. Ich werd jetzt bald achtzehn, und ich hab das Gefühl, ich bin schon zu alt dafür [für die Beteiligung bei SOS].“

Gerade in der späteren Jugendphase, wenn die jungen Menschen kurz vor der Verselbständigung stehen, erscheint ihnen die institutionelle Beteiligung mitunter weniger wichtig. Dieser Eindruck bestätigt sich noch, wenn die Einrichtung ihrerseits nur wenige oder gar keine Partizipationsformate für diese Altersgruppe anbietet. Grundlegende Beteiligungsfähigkeiten, die für das Erwachsenenleben wichtig sind, werden daher oft nicht erworben – etwa, wie man sich in Gruppen und Gremien einbringt, wie man sich politisch beteiligt oder in der Zivilgesellschaft erfolgreich agiert. Wie wertvoll solche Partizipationserfahrungen jedoch für das spätere Leben sein können, zeigt der nachfolgende Interviewausschnitt. Hier schildert eine junge Volljährige, wie sie von ihrer zweijährigen Tätigkeit als Jugendsprecherin profitiert hat:

„Ich hab viele Soft Skills gelernt. Am wichtigsten für mich war, zu lernen, etwas in einer Gruppe zu erarbeiten. So etwas wie Teamfähigkeit werd ich sicher später noch gut brauchen können.“

Motivation zu aktiver Beteiligung

Der dritte Befund betrifft die Ambivalenz zwischen der Bedeutung von Beteiligung und deren Umsetzung im Alltag. Fast alle Jugendlichen beantworten die Frage, wie wichtig es ihnen ist, beteiligt zu werden, mit „Sehr

wichtig“. Zugleich beschreiben sie und auch die Fachkräfte ihre Beteiligung im Einrichtungsalltag aber eher zurückhaltend. Hier geht es u.a. darum, wie oft die jungen Menschen Ideen einbringen oder wie aktiv sie an der Umsetzung von Vorschlägen usw. mitarbeiten. In den empirischen Ergebnissen zeigt sich eine klassische Dreiteilung: Etwas mehr als ein Drittel der Jugendlichen (35 %) bringt sich aktiv ein und gilt bei Beteiligungsfragen als hoch motiviert. Ein fast gleich großer Anteil (32,3 %) hält sich aus Beteiligungsprozessen fast komplett heraus und ist auch wenig bzw. nicht interessiert. Das letzte Drittel (32,7 %) umfasst die Gruppe der Ambivalenten. Im Partizipationsalltag sind das oft diejenigen, die zwar da sind, aber kaum etwas sagen und sich nur punktuell aktiv einbringen.

Fazit

Beim Blick auf die verschiedenen Beteiligungsfelder ergibt sich ein ambivalentes Bild. So positiv die Jugendlichen die Beteiligung im Einzelkontakt mit ihren (Bezugs-)Betreuer*innen empfinden, so ausbaufähig scheinen die Beteiligungsmotivation und auch die institutionellen Beteiligungsmöglichkeiten im Hinblick auf wichtige Lern- und Selbstwirksamkeitsprozesse zu sein. An dieser Stelle wie auch bei der Einbeziehung älterer Jugendlicher in für sie geeignete Beteiligungsformen besteht noch immer Handlungsbedarf.

Ausblick

Die Fallgruppe trifft sich im ersten Quartal 2025 in Präsenz in München. Der Workshop für die Koordinator*innen der SOS-Längsschnittstudie findet am 10.04.2025 digital statt. Die Einladungen erfolgen rechtzeitig.

Für den Inhalt verantwortlich:

Dr. Kristin Teuber (SPI), Renatastr. 77, 80639 München
kristin.teuber@sos-kinderdorf.de

Dr. Florian Straus (IPP), Ringseisstr. 8, 80337 München
straus@ipp-muenchen.de



Sie wollen mehr über die SOS-Längsschnittstudie erfahren?

Dann scannen Sie den QR-Code oder besuchen Sie uns unter:
www.sos-kinderdorf.de/sos-laengsschnittstudie